Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 46 (1959)
Heft: 7: Mensch und Stadt

Artikel: Städtebau in kulturmorphologischer Sicht
Autor: Litz, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-35983

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Karl Litz

Städtebau in kulturmorphologischer Sicht

Der Baukörper einer Stadt erscheint dem Praktiker zunächst als dreidimensionales Gebilde. Mit dieser Anschauung sich begnügen hieße aber, oberflächlich sehen und infolgedessen oberflächlich handeln. Die volle Wirklichkeit erfaßt nur, wer die vierte, die zeitliche Dimension einbezieht. Dann wird der Baukörper lebendige Gestalt, die sich aus bestimmten Formprinzipien entwickelt. Sie zu erhellen, ist Aufgabe geschichtlicher Morphologie.

Indessen bedarf der Gegenstand selbst zunächst einer Ergänzung; denn die Stadt als Baukörper zu betrachten, ist nur dann sinnvoll, wenn die Stadt als Gemeinschafts- und Siedlungsform sinnvoll ist. Das aber dürfen wir – vor allem im Hinblick auf künftige Entwicklungsmöglichkeiten – nicht als selbstverständlich voraussetzen. Wir können also die Vorfrage nicht umgehen:

Warum überhaupt Stadt?

Präziser ausgedrückt: Ist die Stadt notwendige Gemeinschafts- und Siedlungsform der Hochkultur, oder umgekehrt: Ist Hochkultur ohne Stadt überhaupt denkbar? Um diese Frage aus geschichtlicher Erfahrung beantworten zu können, müssen wir die ursprünglichen konkreten Gründe und Zwecke städtischer Gemeinschaftsform untersuchen.

Die Stadt begegnet uns in der Geschichte

1. als militärischer und juristischer Schutzverband; mangelnde Rechtssicherheit zwang die Bewohner eines Territoriums zur Siedlung hinter lokalen Befestigungsanlagen, wobei die militärische Schutzgemeinschaft meist sich zur juristischen und damit zur autonomen politischen Körperschaft entwickelte;
2. als ökonomische Gemeinschaft, die gegenüber dem Dorf mehr Wirtschaftseinheiten umfaßte, wodurch die Arbeitsteilung sich differenzierte und Produktivität sowie Lebensstandard erhöht wurden;
3. als administratives Zentrum geistlicher und weltlicher Territorien, in dem sich Beamte oder Ministerialen aufhielten.

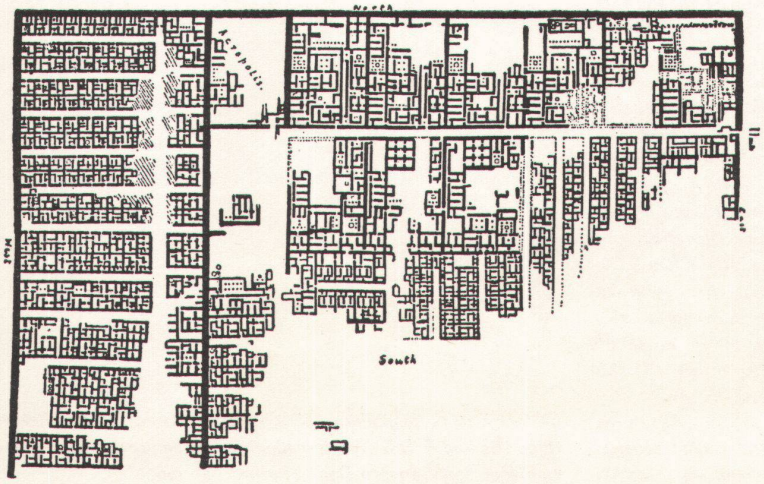
Diese Funktionen würden wohl ausreichen, die Notwendigkeit der Stadt für die Hochkulturen der Vergangenheit zu erweisen – nicht aber für Gegenwart und Zukunft. Militärischer und juristischer Schutzverband ist die Stadt schon lange nicht mehr, und bei den heute fast beliebigen technischen Möglichkeiten der Nachrichtenübermittlung und des Menschen-, Güter- und Energietransports fällt auch ihre Funktion als notwendige Wirtschaftseinheit und als Verwaltungszentrum dahin. Fast völlig dezentralisierte, gleichmäßige, «ländliche» Siedlungsweise ist durchaus denkbar.

Läßt uns also historische Erfahrung im Stich? Nein – wenn wir bedenken, daß die erwähnten Funktionen nur Teile des Phänomens «Stadt», nicht aber das Gesamtphänomen erhellen. Wenn beispielsweise in hellenistischer Zeit oder in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Südfrankreich Städte wie Pilze aus dem Boden schossen und dabei vorzüglich gediehen, so lassen sich diese Entwicklungen weder aus militärischen noch aus wirtschaftlichen oder administrativen Notwendigkeiten gänzlich erklären. Ebenso reichen solche Gründe nicht aus, das Dasein antiker Großstädte – wie etwa Alexandria oder Antiochia – uns verständlich zu machen, stand der militärische Wert dieser Städte doch im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl und gab es für ihren Umfang auch keine zwingenden Gründe wirtschaftlicher oder administrativer Art; weder eine mechanisierte Industrie, die im 19. Jahrhundert große Ansammlungen von Arbeitern notwendig machte, noch die Angestellten- und Beamtenheere unserer großstädtischen Zivilisation lassen sich dort nachweisen. Großstädte waren damals ganz im Gegenteil materiell unzweckmäßig: das Niveau der Technik gewährleistete weder für Verwaltung noch für Verkehr und Hygiene einen Standard, der in einer Mittel- oder Kleinstadt immerhin möglich war. – Die Beispiele ließen sich vervielfachen, und wir dürfen den Schluß ziehen: Im Verlauf der Geschichte beweist die Stadt eine Anziehungskraft, die aus materiellen Ursachen nicht restlos erklärt werden kann. Wir müssen daher nach einem psychologischen Motiv suchen, welches das Phänomen «Stadt» insgesamt erhellt.

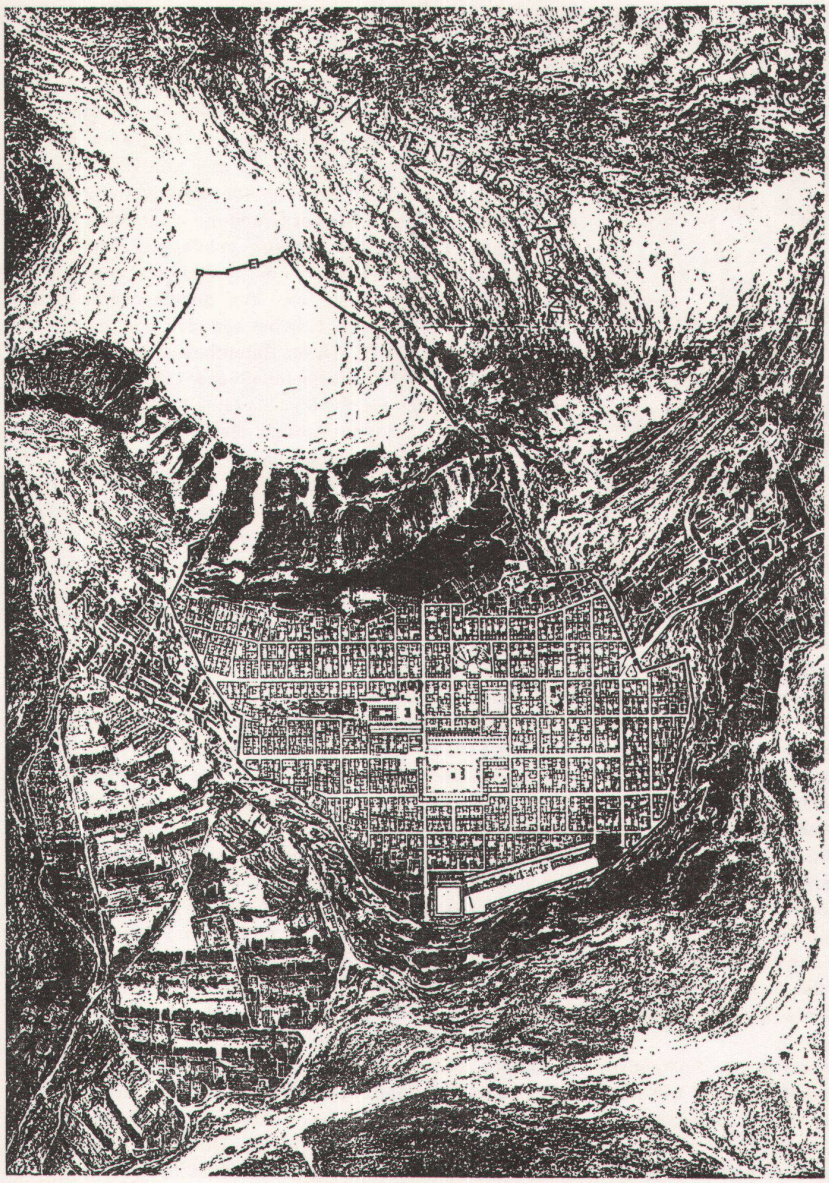
Dieses Motiv läßt sich auffinden, wenn wir folgende Überlegungen anstellen: Die ursprüngliche Siedlungsform des seßhaften Menschen ist das Dorf; es ergibt eine aus wenigen gleichartigen Sippen einfach zusammengesetzte Gemeinschaft, deren Habitus nicht wesentlich verschieden ist vom Habitus ihrer Teile: der Familien und Individuen. Dieser homogene Charakter geht vor allem aus der landwirtschaftlichen Funktion des Dorfes hervor, welche die Gemeindegenossen ins Naturgeschehen einbezieht, das ja für alle gleich ist. Mit fortschreitender Entwicklung von Zivilisation und Kultur differenziert sich aber die Gesellschaft. Es erwächst ein sozialer Organismus, der – im Gegensatz zum Dorf – aus einer größeren Anzahl verschiedenartiger Einheiten zusammengesetzt ist und damit ein komplexes gesellschaftliches Handlungsfeld mit vielfältigen Beziehungsmöglichkeiten darstellt, was wiederum die individuelle Differenzierung fördert. Dieses Gebilde ist die Stadt, deren Formgesetz lautet: Maximale Vielfalt in optimaler Einheit. Das ist jedoch nur möglich, wenn sie nicht zu groß ist, um einheitlich, und nicht zu klein ist, um vielfältig zu sein. Entspricht die Stadt diesem Gesetz, dann stellt sie einen Organismus dar, der weit mehr ist als die Summe seiner Teile. Anschaulich ausgedrückt: Athen mit einem Perikles, einigen wenigen kongenialen Männern und einer großen Mehrheit mittelmäßiger Bürger ist weit mehr wert, als ein Konglomerat von hunderttausend Elfenbeintürmchen, in denen abgeschlossen je ein Perikles west.

Daher das «Prestige» der Stadt. Es verkehrt sich freilich ins Gegenteil, wenn der gesellschaftliche Organismus zerfällt, wenn aus differenzierter Volksgemeinschaft amorphe Masse wird. Solche Agglomeration ist – nach dem bekannten Gesetz der Massenpsychologie – weit weniger als die Summe ihrer Teile, und besonders für die geistige Elite wird das Leben unerträglich im nicht mehr zu bewältigenden Chaos beziehungslosen Daseins und in der stickigen Atmosphäre kollektiver Verblödung. Die Folge ist Stadtflucht, eines der wesentlichen Merkmale der ausgehenden Antike und – in Ansätzen – unserer Zeit. Gerade die ausgehende Antike zeigt uns aber, daß mit der Auflösung der Städte die Kultur überhaupt zerfällt und primitiven Lebensformen Platz macht.

Das Schicksal der Stadt ist also vom Schicksal der Hochkultur nicht zu trennen. Das gilt für Gegenwart und Zukunft so gut wie für die Vergangenheit. Wenn unsere Städte Charakter und geschlossene Form, Überlieferung und zukunft-



1



2

gerichteten Eigenwillen verlieren, wenn sie sich in Pseudodörfer auflösen, dann muß zwar nicht die Zivilisation (bekanntlich = Technik+Barbarei) verschwinden, wohl aber wird sich die Kultur bis zu völliger Verflachung nach unten nivellieren.

Die Religion als Formprinzip des Städtebaus in der Vergangenheit

Es erhebt sich nun in morphologischer Betrachtung die Frage: Welches war die Seele, das primäre Formprinzip dieses sozialen Organismus? Wir behaupten: Das Formprinzip der Stadt und ihres Baukörpers, der uns hinfort allein interessiert, war die Religion. Zum Beweise suchen wir nach Indizien in der geschichtlichen Erfahrung.

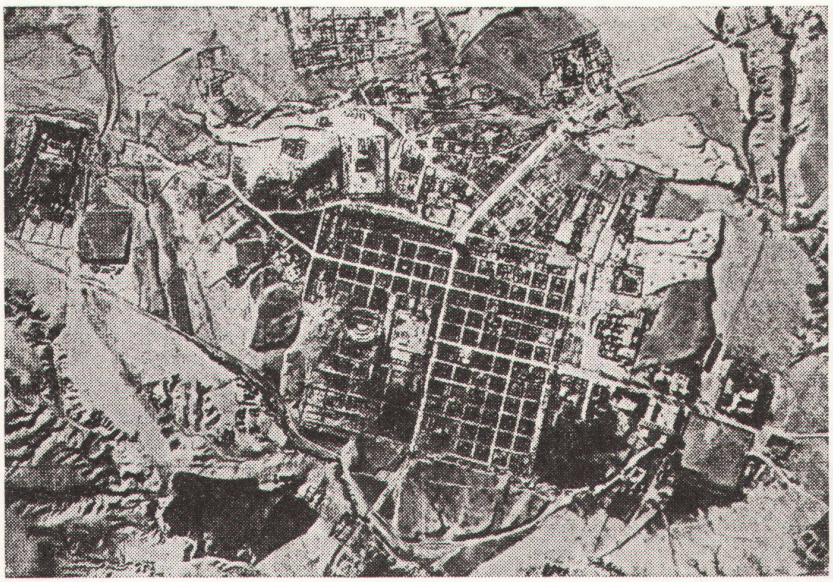
Zweckmäßigerweise beginnen wir bei den Anfängen des Städtebaus, im alten Ägypten: Wenn wir die wenigen Stadtanlagen betrachten, deren Pläne uns bekannt sind – wie Kahun (20. Jahrhundert vor Christus) oder Amarna (14. Jahrhundert vor Christus) –, stellen wir mit Erstaunen fest, in wie geringem Maße sie den klimatischen Bedingungen entsprechen: statt enger und gekrümmter Gassen, die in der Hitze ein Maximum von Schatten und Kühle spenden könnten, erblicken wir schnurgerade Straßen, die 40 bis 120 Meter breit sind. Die Erklärung dafür kann nur in religiösen Erfordernissen gefunden werden: beste Entfaltungsmöglichkeit für Prozessionen. Auch Gesamtform und Orientierung der Städte erscheinen uns rätselhaft: sie sind nach Möglichkeit als Rechtecke angelegt, und das Straßennetz weist in der Regel ein Schachbrettmuster auf; ihre Lage ist nach bestimmten astronomischen Punkten oder nach der Sonnenbahn ausgerichtet. Diese Gegebenheiten sind ebenfalls nur religiös zu verstehen: Die Lage der Stadt mußte sich im Einklang befinden mit dem vergöttlichten Universum, und mindestens die Hälfte auch der einzelnen Straßen hatte der Gesamtorientierung zu entsprechen, eine Anforderung, welcher der Schachbrettplan ja am ehesten Genüge tut. – Das ist übrigens der Grund, weshalb das Schachbrettmuster – weit davon entfernt, eine amerikanische Erfindung zu sein – den ältesten regelmäßigen Siedlungsformen überhaupt zugrunde liegt; es ist prähistorischen Ursprungs, wie das auch im Abendland bronzezeitliche Dörfer erweisen, zum Beispiel Melrand (Frankreich), Castellazzo (Italien).

Mittelpunkte des städtischen Lebens waren die Tempel; auf sie sind die Hauptstraßen ausgerichtet, unter denen die heilige Prozessionsstraße dominiert. Öffentliche Plätze als politische und gesellschaftliche Versammlungsorte waren im alten Orient so gut wie unbekannt. Solche Anlagen hätten nicht nur den autokratischen Staatsgrundsätzen widersprochen, sondern auch der strengen Einbeziehung allen Daseins in die Religion. Man empfand sie offenbar als dekadent und «nihilistisch», was uns ein Ausspruch von Kyrus zeigt, der von den Griechen sagte: «Ich habe nichts zu fürchten von Menschen, die inmitten ihrer Städte einen Platz haben, wo sie zusammenkommen, um sich gegenseitig zu betrügen.» Die Geschichte hat Kyrus ins Unrecht gesetzt, ohne daß freilich die seitherigen Kyrusse etwas daraus gelernt hätten. – Immerhin wäre es unsinnig, anzunehmen, der alte Orient habe keine öffentliche Geselligkeit gekannt. Sie war sogar äußerst rege; nur spielte sich dieses Leben, einbezogen in die Religion, in den Tempelhöfen ab sowie in und vor den Stadttoren, die entsprechend ausgebaut waren, wie etwa das Istar-Tor in Babylon. Hier, an der Kontaktstelle zwischen innen und außen, setzte sich die Stadtbevölkerung in den Feierstunden gleichsam en famille vor ihr Haus, um zu sehen, wer ein- und ausging. Hier war der Ort des Handels und des Klatsches, hier traf man sich – sogar mit Engeln, wie die Geschichte von Lot im Buche Genesis beweist.

Nicht nur für den gesamten alten Orient war die ägyptische Stadtbaukunst vorbildlich, sondern auch für die Griechen. Sie – wie die Römer (zum Beispiel Timgad) – erbauten ihre Städte, soweit sie systematisch geplant wurden, nach dem Schachbrettmuster (zum Beispiel Neapolis, Massilia, Naukratis, Priene). Religiöse Prinzipien waren auch hier grundlegend für die Gestaltung des Stadtbildes, das von den Tempeln beherrscht wurde. – Daneben aber wagten sich bei den Griechen utilitaristische Zielsetzungen politischer, sozialer und hygienischer Art klarer und bewußter hervor. Die genannten Lebensgebiete wurden nicht mehr – wie im alten Orient – als bloße Funktionen der Religion betrachtet. Daher entwickeln sich nun der Versammlungsplatz sui generis, die Agora, welche anfänglich zugleich Promenade und Markt ist, sowie weitere öffentliche Lokalitäten, wie Theater und Gymnasion. Es mag dabei erstaunen, daß die Griechen in klassischer Zeit auf den Städtebau bewußte ästhetische Über-

1
Kahun, Oberägypten. 20. Jahrhundert v. Chr.
Kahun, Haute-Egypte, 20e siècle av. J.-C.
Kahun, Upper Egypt. 20th century B.C.

2
Priene, Kleinasien. 4. Jahrhundert v. Chr. Stadtplan, rekonstruiert von Patrice Bonnet
Priène, Asie Mineure, 4e siècle av. J.-C.; le plan de la ville
Priene, Asia Minor. 4th century B.C.; city plan



3

legungen gar nicht anwandten. Der Standpunkt «L'art pour l'art» war ihnen ebenso unbekannt wie allen Kulturen in ihrer Blüte. Dieser Standpunkt ist – nach Pierre Lavedans «Histoire de l'urbanisme», der wir wertvolle Anregungen und Materialien verdanken – für den Städtebau ohnehin verfehlt, und wir schließen uns dem erwähnten Autor an, wenn er die Schönheit in den «arts sociaux», zu denen der Städtebau zählt, definiert als «la plus exacte adaptation à une fin».

Bewußte Anwendung ästhetischer Theorien findet sich erst in späthellenistischer Kultur und im Römischen Reich – hier neben einem gesteigerten Utilitarismus, in dem Ingenieurkunst sich bewähren konnte. Aber die dekorative Monumentalität, die römische Städte am Ende der Kaiserzeit stets routinierter und massiger zur Schau stellen, ist für uns heute ungenießbar, und wir stoßen hier auf eine Ironie der Geschichte: je absichtlicher man die Städte schön bauen *will*, desto häßlicher werden sie.

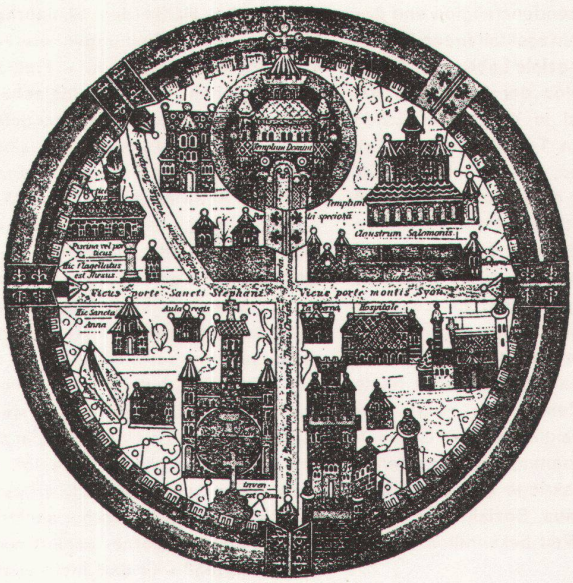
Vergessen wir über alledem nicht: auch in der Spätantike bleibt Religion die Grundlage des Städtebaus. Das tritt beispielsweise zutage im Wiederaufbau Roms unter Kaiser Vespasian nach dem Brande von 64 nach Christus. Dieser sonst äußerst nüchterne Staatsmann bestimmte die Koordinaten des neuen Stadtplanes nicht etwa nach praktischen Erwägungen, sondern auf Grund einer subtilen Zahlenmystik, die auf den Ziffern 7 (heilige Zahl) und 37 (legendäres Alter von Romulus) basierte.

Weitab vom Kulturkreis des Mittelmeers begegnen wir derselben Situation im alten China. Die altchinesische Religion war der Glaube, das Weltall bestehe in seiner eigentlichen Wirklichkeit aus beseelten numinosen Wesenheiten, deren lebendiger Ordnung, dem Tao, der Mensch in seinem gesamten Verhalten und Tun sich einzufügen habe. Ein umfassender Magismus also, dessen Ursprung sich völlig im Dunkel der Geschichte verliert, von De Groot «Universismus» genannt in dem gleichnamigen Buch (Berlin 1918), der wohl besten Zusammenfassung einschlägiger Materialien.

Diese Religion hat das chinesische Leben in all seinen Bereichen mit einer Konsequenz beherrscht, die uns kaum vorstellbar ist. Sie hat unter anderem die strengste Siedlungs- und Regionalplanung hervorgebracht: die Geomantik, eine Geheimwissenschaft, nach deren Lehrsätzen die jeweils günstigste Lage und Form eines Grabes, Hauses, Dorfes, einer Stadt bestimmt wurden im Hinblick auf den lebendigen Organismus, den die Umgebung ja bildete. Die Geomantik ging Hand in Hand mit einer praktischen Kunst magischer Verbesserung und Regulierung der Gelände- und Höhenformen. Kaiserliche Planungsbehörde war das «Astrologische Amt», das die räumliche wie die zeitliche Ordnung erforschte und bestimmte. In dessen Statuten (Ausgabe 1899) lesen wir unter anderem: «...in den höheren und tieferliegenden Teilen der Bodengestaltungen beobachten sie (die Mitglieder der Behörde) die Bewegungen des Atems (der göttlichen Wesen), und aus den Windungen der Bodengestaltungen ersehen sie, wo der Atem stillsteht. Bei der Gründung einer Stadt nehmen sie die von Bergen und Flüssen gebildeten Adern wahr, welche die Stelle umfassen, und bei dem Entwurf von Palästen und Häusern erforschen sie die gedeihenverheißenden Formenlinien, welche sich daselbst befinden oder dort herabsteigen.» (Zitiert bei De Groot; Parenthesen vom Verfasser.) In einem Text «über wissenschaftliche Literatur» aus der Han-Zeit findet sich die Stelle: «Sie (eine bestimmte Methode der Geomantik) hebt ausführlich die Gestaltungen in den neun Provinzen (des Reiches) hervor und basiert darauf die Formen von Städten und Wohnungen.» (Zitiert bei De Groot; Parenthesen vom Verfasser.) Die gesamte Physiognomie Chinas soll in Übereinstimmung gebracht werden mit den unsichtbaren, lebendigen Kräften der Natur: der Städtebauer wirkt als Magier.

Wehe, wenn diese subtil ausgewogene Ordnung gestört wurde. Schon die Veränderung des Konturs einer Anhöhe, etwa durch eine neuerbaute Hütte, war imstande, über ein Dorf Mißwuchs, Verarmung und Verderben zu bringen, und in den Städten konnte die Errichtung eines Mäuerchens, wenn es nicht genau dem geomantischen Maßstab entsprach, in der Nachbarschaft Siechtum und Tod bewirken. Blutige Fehden zwischen Sippen und Stämmen und hochnotpeinliche Sanktionen von seiten der Regierung folgten daraus. Wie lax erscheinen dagegen die Grundsätze unserer Bauordnungen und wie harmlos alle Einspracheschikanen! Für die magische Harmonie der Regionalplanung bezahlte China einen unermeßlichen materiellen Preis: ihr mußten im Falle der Kollision alle konkreten Vorteile geopfert werden. Besonders hatte darunter die Anlage von Verkehrswegen zu leiden, die überall auf geomantische Hindernisse stieß und sich die unsinnigsten Verrenkungen gefallen lassen mußte; und vollends schwierig war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Errichtung von Eisenbahnen und Telegraphenlinien, weil sie Aufstände der betroffenen Bevölkerungen hervorrief, die sich gegen die Verletzung von «Adern» göttlicher «Drachen» oder «Tiger» verzweifelt zur Wehr setzten. – Darüber lachte man in der westlichen Welt.

Lachen wir heute noch? Waren die von uns betrachteten Völker, die Ägypter, Griechen, Römer, die Chinesen, welche ihre magisch-mythische Religion zum primären Formprinzip des Städtebaus erhoben, Opfer eines kruden Aberglaubens, der uns nichts mehr angeht? Warum aber waren ihre Städte schön? Schönheit des Städtebaus ist ja – nach Lavedan – stets funktionell. Sie ist es selbstverständlich auch hier; nur handelt es sich nicht um einen technischen, sondern um einen psychologischen Funktionalismus. Das wird uns klar, wenn wir bedenken, daß magisch-mythische Religion unter anderem einen kollektivpsychologischen Aspekt aufweist. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist sie – nach C.G. Jung – die Projektion von Inhalten des kollektiven Unbewußten in die Außenwelt. Innere Existenz wird also, über den projektiven Mechanismus, außen bewältigt. Übersehen wir zudem nicht, daß für alle vergangenen Kulturen, im Gegensatz zu unserer extravertierten Epoche, psychische Wirklichkeit weit mehr Gewicht aufwies, im Effekt «realer» war als die Gegebenheiten der Außenwelt. Damit ist das Rätsel archaischen Städtebaus grundsätzlich gelöst. Das Stadtbild ist Seelenbild, Ausdruck der Kollektivpsyche: ihrer Triebe, die durch Tiersymbole ausgedrückt werden, ihrer Ordnungen, dargestellt in Zahlen-



4

symbolen, ihres Dranges nach kosmischer Orientierung, der in der astronomischen Fixation der Gesamtanlage und im Raster des Schachbretts zutage tritt; die Stadt ist Bühne für das innerpsychische Drama, seine Konflikte und Wandlungen, die im Kult, beispielsweise auf der Prozessionsstraße, sinnbildlich vorgeführt werden; die Tempel sind Gehäuse der Urbilder, der kollektiven zerebralen Engramme, die das Leben der Gemeinschaft lenken und ordnen. – So wurde die Stadt magischer Organismus, steinerner Traum, Sinnbild des Menschen in seiner Ganzheit.

Diese Einsichten werden uns das Verständnis auch des Städtebaus im abendländischen Mittelalter erleichtern. – Die Idealform der Stadt im Hochmittelalter, die jeweils so weit verwirklicht wird, als dies topographische und ökonomische Voraussetzungen zulassen, ist die radial-konzentrische, wie dies das Beispiel Aachen erweist. Das prähistorisch-antike Schachbrettmuster, das andere Grundschema des Städtebaus, wird aufgegeben. Warum diese völlige Metamorphose? Die praktischen und ästhetischen Vorzüge, die der radial-konzentrische Plan gegenüber dem Schachbrettmuster zweifellos aufweist, können für den Umschwung nicht entscheidend gewesen sein; es ist nicht anzunehmen, daß die nordalpinen Städtebauer des 11. bis 13. Jahrhunderts klüger und geschmackvoller waren als ihre Kollegen im Mittelmeerraum, denen übrigens die radial-konzentrische Ordnung nicht unbekannt war. Den entscheidenden Grund finden wir vielmehr im Wandel des religiösen Formprinzips: der magisch-mythische – und gleichsam immanente – Polytheismus der Antike hatte dem christlichen, transzendenten Monotheismus Platz gemacht. Auch im Mittelalter blieb Religion die Seele der Kultur und damit des Städtebaus: «Stadtbau ist hier Kirchenbau geworden. Die Idee der romanischen Stadt ersteht als Symbol gleich der Kreuzesform der Kirche.» (Brinckmann: Stadtbaukunst, Potsdam 1920.) Dieses Symbol ist aber nicht mehr koordinierend wie in der Antike (daher der Schachbrettplan mit den prinzipiell gleichen Stellenwerten), sondern subordinierend, daher das radial-konzentrische Schema, dessen Wesensmerkmal die Zentralisation der Gesamtanlage ist: auf die Kirche als Mittelpunkt. Stadtbild ist auch hier Seelenbild und Ausdruck der Weltanschauung: Mittelpunkt von Seele und Kosmos ist der *eine* Gott. Dazu spiegelt sich im Stadtbild vielleicht die konkrete Kosmologie, die das All als System konzentrischer Sphären versteht (Dante).

Der reale Zusammenhang zwischen religiöser Weltanschauung und Stadtbild ist im Mittelalter wiederum symbolischer Art. Er wird durch ein Leitbild vermittelt: durch die Heilige Stadt Jerusalem, freilich nicht so sehr durch das wirkliche Jerusalem, das durch die Kreuzzüge natürlich bekannt war, sondern vielmehr durch ein imaginäres Jerusalem, wie es, als Produkt des kollektiven Unbewußten, die gläubige Phantasie formte. Diese Heilige Stadt stellt einen Kreis dar, durch ein Straßenkreuz in vier Quartiere unterteilt; im Mittelpunkt erhebt sich der Rundtempel Salomonis; die Peripherie wird gebildet durch drei konzentrische Ummauerungen, jede geschützt durch vierzehn Türme. Dies ist das grundliegende Seelen- und Weltbild – einem Mandala ähnlich –, dem die konkreten Städte nach Möglichkeit nachgestaltet werden. Provins in der Champagne zum Beispiel galt im 12. und 13. Jahrhundert geradezu als Abbild Jerusalems.

Äußerer Einfluß aus dem Orient ist dabei zufolge der häufigen kriegerischen und kommerziellen Kontakte keineswegs ausgeschlossen. Orientalische städtische Kultur war im Hochmittelalter viel weiter entwickelt als abendländische und galt daher als vorbildlich. Dieselbe religiöse Zentralidee, der transzendente Monotheismus, hatte auch dort, im Anschluß an syrische Überlieferung, die radial-konzentrische Ordnung als charakteristischen Typus der byzantinischen wie der arabischen Städte hervorgebracht.

Interessant ist übrigens, daß im Spätmittelalter der Schachbrettplan im Abendland wieder auftaucht: Ausdruck der Schwächung des ursprünglichen religiösen Formprinzips.

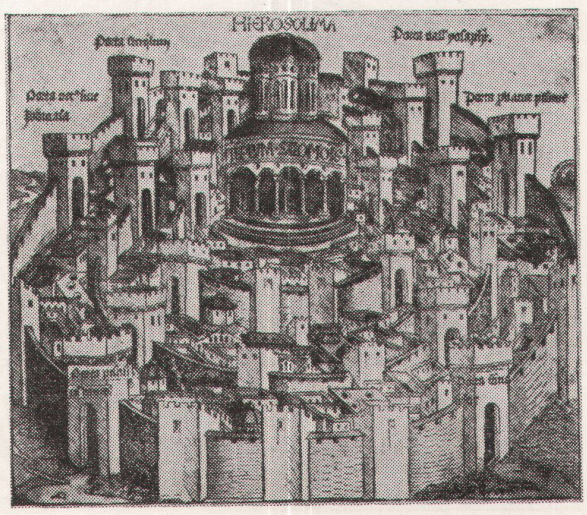
Städtebau im technischen Zeitalter?

Ist Religion heute noch das primäre Formprinzip des Städtebaus? Als magisch-mythische oder transzendente Religion nicht mehr – oder noch nicht wieder. Es ist eine Tatsache, die wir – hier ohne Werturteile – hinzunehmen haben: die rationalistisch-naturwissenschaftliche Umwälzung des 17. und 18. Jahrhunderts und ihre geistes- und sozialgeschichtlichen Folgen haben, in breiter Auswirkung erst im vergangenen

3
Timgad, Algerien. 100 n. Chr.
Timgad, Algérie, an 100 apr. J.-C.
Timgad, Algeria. A.D. 100

4
Jerusalem. Planschema, 12. Jahrhundert
Jérusalem, plan schématique du 12e siècle
Jerusalem. Skeleton plan, 12th century

5
Jerusalem. Nach der «Nürnberger Chronik» (15. Jahrhundert)
Jérusalem, dans la «Chronique de Nuremberg» du 15e siècle
Jerusalem. «Nuremberg Chronicle», 15th century



5

und in diesem Jahrhundert, die Transzendenzreligion und das ihr zugeordnete Weltbild als geschichtsgestaltenden Faktor in den Hintergrund treten lassen. Das soziale Leben, und damit die städtische Kultur, wird von Religion der genannten Art nicht mehr umfassend getragen und in den wesentlichen Zügen geprägt. Wenn wir freilich den Terminus «Religion» im weitestmöglichen Umfang verstehen, als den Inbegriff des höchsten überpersönlichen Wertes, dann sehen wir, daß unsere Zeit der Religion als geschichtlichen Hauptfaktors so wenig entraten kann wie irgendeine Epoche der Vergangenheit. Allerdings hat sich ihr Schwerpunkt auf das Diesseits verlagert, sie ist Immanenzreligion geworden: ihr zentraler Wert ist die Gesellschaft, deren biologisches, psychisches, wirtschaftliches und politisches Gedeihen, sowie deren optimales Verhältnis zum Einzelmenschen. Es dominiert heute also die «Sozialreligion» (Alfred Weber); sie macht vorwiegend den «Zeitgeist» aus. Unvermeidlicherweise ist sie in verschiedene «Konfessionen» aufgespalten, zwischen denen sich die heißen und kalten Glaubenskriege der Gegenwart abspielen: Liberalismus, Demokratismus, Sozialismus, Kommunismus, wobei in der westlichen Welt bekanntlich Mischformen überwiegen.

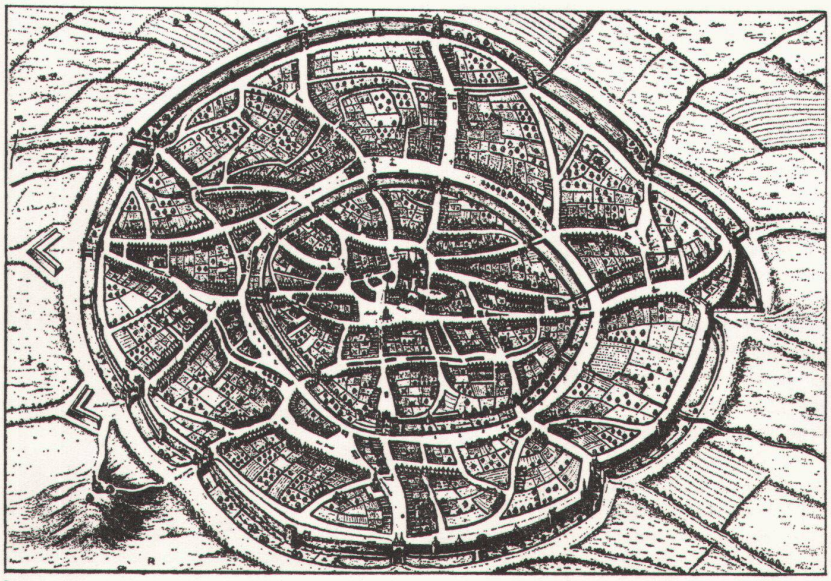
Auf Grund dieser allgemeinen Gegebenheiten lautet unsere besondere Fragestellung: Wie wirkt sich Sozialreligion als Formprinzip des Städtebaues aus? Daß die zeitgenössischen Architekten auf der Suche nach solcher Verwirklichung sind, beweist schon der Satz von Walter Gropius, die moderne Stadt müsse mit demselben kollektiven Idealismus als ein Gesamtkunstwerk geschaffen werden, wie im Mittelalter die Kathedralen gebaut wurden. Leider ist von der Kathedrale der Sozialreligion noch wenig zu sehen; sie hat es bis heute nicht vermocht, sich im ganzen in überzeugender ästhetischer Form auszuprägen, wofür der anschaulichste Beweis der «sozialistische Realismus» ist, der ästhetische Überbau der angeblich reinsten und konsequentesten Sozialreligion. Von ihm wollen wir schweigen: er spricht für sich selbst. Wenden wir uns lieber dem Bilde zu, das die Städte der westlichen Welt bieten.

Zwar gibt es heute bereits einzelne überzeugende städtebauliche Projekte und Gestaltungen – von Chandigarh bis Otelfingen –, aber im allgemeinen haben bekanntlich unsere Städte weder Charakter noch Gesicht. Es sind formlose Anhäufungen, die wesentlichen Funktionen, beispielsweise dem Verkehr, nicht mehr zu genügen vermögen, und es ist bereits überflüssig, auf die trostlose Häßlichkeit der Quartiere aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder auf die fade Monotonie der Siedlungen aus der ersten Hälfte des 20. ausführlich hinzuweisen. – Freilich wäre es falsch, diesen unerfreulichen, in psychologischer Hinsicht sogar katastrophalen Zustand allein der mangelnden Formkraft der Sozialreligion zur Last zu legen. Dieselben geschichtlichen Umwälzungen, welche die Sozialreligion entstehen ließen, haben auch die Schwierigkeiten des Städtebaus ins Ungemessene vermehrt: durch rapiden Bevölkerungszuwachs, durch rasche Veränderung und Labilisierung der Sozialstruktur, durch Relativierung der geistigen Werte und Zerbrechen des kulturellen Generalnenners ins Chaos grundsätzlich widerstreitender Weltanschauungen, womit Unbestimmtheit der politischen Willensbildung verbunden ist.

Das Bild der ästhetischen und technischen Unordnung, welches unsere Städte darbieten, spiegelt anschaulich die seelische und geistige Unordnung in der Gesellschaft selbst. Geschichtliche Erfahrung, die zeigt, daß Form stets von innen nach außen gewachsen ist, würde uns eigentlich nahelegen: Ehe die Stadt als Baukörper saniert werden könne, müsse sie als Gesellschaftskörper saniert werden. Soll der Städtebauer darauf warten? – Er darf nicht warten, denn der Notstand erfordert dringlich Abhilfe; er greift bereits an die biologische Substanz, was deutlich bei der heranwachsenden Jugend zu beobachten ist: das Akzelerationsphänomen (ungesund gesteigertes Längenwachstum in den letzten Jahrzehnten) und wohl auch die Rückverlegung des Pubertätsbeginnes um durchschnittlich zweieinhalb Jahre in den letzten zwanzig Jahren sind als Folgen einer städtischen Zivilisation anzusehen, die durch ihre biologisch verfehlten Reizwirkungen schwersten Schaden anrichtet. Und wenn wir die psychischen Schädigungen hinzurechnen, dürfen wir sagen: Nicht nur die Volksgesundheit, der Mensch überhaupt steht auf dem Spiel. Hier kann Sanierung der konkreten Umwelt – und das ist im Großen gesehen Städtebau – unersetzliche Substanz bewahren, besonders dann, wenn wir aus der Geschichte gelernt haben, daß dem psychologischen Funktionalismus der Vorrang vor dem technischen gebührt.

Kann aber Städtebau außer der Konservierung von Substanz für «bessere Zeiten» auch eine eigentliche Therapie der Gesellschaft leisten? Geschichtliche Erfahrung zeigt uns nur die umgekehrte Kausalität und die Wechselwirkung. Unsere Situation ist aber einmalig, denn es gibt in der Geschichte nur *eine* naturwissenschaftlich-technische Revolution mit all den seelisch-geistigen Veränderungen, die sie hervorgebracht hat. Wir dürfen das Experiment also wagen. Aussichtslos erscheint es nicht; wenn alle gute Pädagogik mit der Anschauung beginnt, so gilt das vielleicht nicht nur für kleine, sondern auch für große Kinder. Sollte es nicht möglich sein, daß die suggestive Kraft schöner heimatlicher Umwelt auch gesunden sozialen und geistigen Ordnungen zum Durchbruch verhilft?

Geschichte ist Metamorphose. Auch die Sozialreligionen sind nicht ihr letztes Wort – jedenfalls nicht in ihrer gegenwärtigen Form. Und: Dürfen wir hoffen, daß in der «heiteren Transparenz» bester gegenwärtiger Bauten eine neue, noch unbekannte Innerlichkeit aufscheint?



6

Literaturverzeichnis

Albert Erich Brinkmann, Stadtbaukunst. Berlin 1920.
Walter Gropius, Architektur. Wege zu einer optischen Kultur. Fischer-Bücherei Nr. 127. Frankfurt 1956.
Pierre Lavedan, Qu'est-ce que l'Urbanisme? Introduction à l'histoire de l'urbanisme. Paris 1926.
Pierre Lavedan, Histoire de l'urbanisme. 3 Bände. Paris 1926–1952.
Alfred Weber, Kulturgeschichte als Kunstsoziologie. München 1950.

6
Aachen. Nach dem Theatrum Urbium Belgicae Regiae (1649)
Aix-la-Chapelle. Theatrum Urbium Belgicae Regiae (1649)
Aix-la-Chapelle. Theatrum Urbium Belgicae Regiae (1649)
Abbildungen: 2, 4, 5, 6 aus Pierre Lavedan: Histoire de l'urbanisme, Paris 1926–1952; 1 aus Ernst Egli: Die neue Stadt in Landschaft und Klima